

## Drittes Beispiel

# Hölderlin: „Abendphantasie“

### Einführung

In der dritten der sechs Strophen wird das „Intentum“ explizit zusammengefasst: mit der Frage „Wohin denn ich?“ Das erlebende Ich, das sich mit diesen sechs Strophen in einem inneren Monolog ausspricht, fühlt sich inmitten des Frohsinns der „goldnen Welt“ einsam und wünscht sich in seiner „Abendphantasie“ den „sanften Schlummer“ herbei: in Vorfreude auf das Alter, das endlich, „friedlich und heiter“, die Jugend verglühen lässt.<sup>1</sup>

Das ist ein einfacher Gedanke, der, logisch nackt zusammengefasst, seine Aura verliert, weil er als solcher keine „ästhetischen Ideen“ vermittelt. Deshalb ist nun zu fragen: Wie geht Hölderlin vor, um sein „Intentum“ zu veranschaulichen?

Liegt dieser „Abendphantasie“ etwa ein eigenes Erlebnis zugrunde? Wie alt war Hölderlin, als er dieses Gedicht schrieb? Wie sah seine Lebenssituation aus? Trauert er einer unglücklichen Liebe nach? Wie käme er sonst dazu, inmitten einer frohsinnigen Umwelt zu fragen: „Wohin denn ich?“

Das sind zweifellos sehr gute Fragen, jedoch haben sie mit dem Gedicht, wie es uns vorliegt, nicht das geringste zu tun. Denn: Die Genese erklärt niemals das Phänomen. Und das Phänomen ist hier ein Gedicht von Hölderlin. Der Name „Hölderlin“ bezeichnet aber jetzt nicht einen Menschen, der von 1770–1843 gelebt hat<sup>2</sup>, sondern ist der Name einer künstlerischen Intelligenz, die hier und jetzt, „in unserem Augenblick“, für den literarischen Text „Abendphantasie“ verantwortlich ist.

### „Schulgerechtes“

Sehen wir uns also an, wie Hölderlin als Meister des „Schulgerechten“ in der „Abendphantasie“ vorgegangen ist. Alle sechs Strophen sind nach einunddemselben Muster gebaut. Es handelt sich um die „alkäische Strophe.“ Das heißt: Auf zwei Elfsilber folgen ein Neunsilber und ein Zehnsilber. Und das sechsmal hintereinander.

---

<sup>1</sup> Vgl. Hölderlin: Werke und Briefe. 2 Bde. Herausgegeben von Friederich Beißner und Jochen Schmidt. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1969. Darin: Abendphantasie, Band 1, S. 47–48.

<sup>2</sup> Vgl. Ulrich Häussermann: Friedrich Hölderlin. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1961 (= Rowohlts Monographien; Band 53).

**Abendphantasie**

Vor seiner Hütte ruhig im Schatten sitzt  
 Der Pflüger, dem Genügsamen raucht sein Herd.  
 Gastfreundlich tönt dem Wanderer im  
 Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren itzt die Schiffer zum Hafen auch.  
 In fernen Städten fröhlich verrauscht des Marktes  
 Geschäftiger Lärm; in stiller Laube  
 Glänzt das gesellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen  
 Von Lohn und Arbeit: wechselnd in Müh und Ruh  
 Ist alles freudig; warum schläft denn  
 Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;  
 Unzählig blühn die Rosen und ruhig scheint  
 Die goldne Welt; o dorthin nimmt mich,  
 Purpurne Wolken! Und möge droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid! –  
 Doch, wie verscheucht von törperlicher Bitte, flieht  
 Der Zauber; dunkel wird's und einsam  
 Unter dem Himmel, wie immer, bin ich –

Komm du nun, sanfter Schlummer! Zu viel begehrt  
 Das Herz; doch endlich, Jugend! verglühst du ja,  
 Du ruhelose, träumerische!  
 Friedlich und heiter ist dann das Alter!

Laut vorgelesen, lässt Hölderlins Text das komplizierte Vers- und Reimschema, das ihm zugrunde liegt, gar nicht mehr erkennen. Es entsteht der Eindruck einer freien Rede, mit der wir, ganz persönlich, angesprochen werden. Eine solche Leistung, im nachweislich Schulgerechten das Schulgerechte nicht mehr erkennen zu lassen, ist zweifellos typisch für Hölderlin. Und doch hat sein Gedicht sein Ziel nicht darin, unbestreitbare Virtuosität im Formalen zu demonstrieren. Es geht um den Ausdruck einer Einsamkeit, die durch nichts zu heilen ist; es geht um das Leiden an der menschlichen Existenz in der Welt. Die Menschen werden in solcher Sicht zu den „Sterblichen“, eingefasst von Geburt und Tod.

**Vierfacher Schriftsinn**

Überraschend die Anrufung des Alters als Trost hier und jetzt. Denn: Unsere Sehnsucht und Hoffnung wird nicht belohnt, „friedlich und heiter“ ist nur das Alter, das Sehnsucht und Hoffnung nicht mehr kennt. Das ist zweifellos eine atheistische Botschaft, mit der der gelebte Augenblick als Erfüllung von „törperlicher Bitte“ hier und jetzt

Wert und Würde erhält. „Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf; / Unzählig blühen die Rosen und ruhig scheint / Die goldne Welt; o dorthin nimm mich, / Purpurne Wolken!“ Das ist Transzendenz als Illusion, ausgelöst von der realen Natur hier und jetzt, die im Wechsel der Jahreszeiten unsterblich ist.

„Wohin denn ich?“ Die Frage kennzeichnet die Einsamkeit des erlebenden Ich inmitten der „goldnen Welt“. Der Wanderer, nirgends zuhause, grenzt sich ab von den Anderen, die im Wechsel von Arbeit und Ruhe, in der Geschäftigkeit des Marktes, beim geselligen Mahl mit Freunden ihr Glück finden, nicht nur hier, auch in fernen Städten: überall. Der Stachel in seiner Brust ist die Jugend, die ihn nicht zur Ruhe kommen lässt, zu viel begehrt sein Herz. Was das ist, wird nicht ausgesprochen, denn es lässt sich nicht benennen.

Der „allegorische Sinn“ tritt deutlich hervor. Wer aus der Seinsvergessenheit erwacht, kommt in der Geschäftigkeit des alltäglichen Besorgens nicht mehr zur Ruhe. Im „sanften Schlummer“, der dem Tod vorausgeht, hat die Vergänglichkeit ihre tröstende Metapher. Hölderlins Wanderer ist die allegorische Gestalt des eigentlichen Selbst. Und es ist kein Zufall, dass in Heideggers Gesamtausgabe drei Bände (4, 39 und 53) mit Hölderlin-Interpretationen zu finden sind. In Hölderlin hat Heidegger seinen „Vorläufer“ gefunden. „Voll Verdienst, doch dichterisch / Wohnet der Mensch auf dieser Erde“, wurde Heidegger zum Leitsatz seines eigenen Denkens.<sup>3</sup>

Auf diese Weise hat Heidegger bei Hölderlin einen „tropologischen Sinn“ gefunden, der auch die „Abendphantasie“ mit einschließt. Manche Leser aber werden für sich hier einen ganz anderen „tropologischen Sinn“ finden, indem sie etwa den Wanderer bedauern, Hölderlin selbst in diesem Wanderer sehen und ihn als ein „unglückliches Bewusstsein“ einstufen, das vom Wege abgekommen ist, unfähig zum „geselligen Mahl“ mit Freunden. Gegen eine solche Sicht ist nichts einzuwenden. Das Gedicht selbst aber bleibt dabei als „Katalysator“ verschiedenster Deutungen immer es selbst. Und es fällt auf: Wer versucht, den mit der „Abendphantasie“ veranschaulichten Gedanken nachzuerzählen, wird immer wieder auf Hölderlins Formulierungen zurückgreifen, die aber, separiert, auch als wörtliche Zitate ihre Aura verlieren: denn sie sind, was sie sind, nur im Kontext dieses Gedichts.

Erst mit dem „anagogischen Sinn“ kommt die Autonomie des literarischen Gebildes „Abendphantasie“ in den Blick: die Verwiesenheit der Teile auf das Ganze und des Ganzen auf seine Teile. Auch „Hölderlin selbst“ spielt jetzt keine Rolle mehr. Er ist nur noch der Name für eine künstlerische Intelligenz, die mit diesem Text und nur mit diesem Text hier und jetzt anwesend ist.

---

<sup>3</sup> Vgl. hierzu Horst-Jürgen Gerigk: Dostojewskij und Heidegger: Eschatologischer Dichter und eschatologischer Denker. In: Gerigk, Ein Meister aus Russland. Beziehungsfelder der Wirkung Dostojewskijs. Vierzehn Essays. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2010 (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte; Band 275), S. 22–40 und S. 191–193, hier S. 24.

## Die poetologische Differenz

Welchen „Anblick“ bietet dieser Text im Zugriff der „poetologischen Differenz“?<sup>4</sup> Ziel der Darstellung ist die Einsamkeit des reflektierenden Bewusstseins in der Welt. Auf dieses Ziel sind alle Details ausgerichtet. Das heißt: Jedes Detail unterliegt einer doppelten Begründung: Es dient „poetologisch“ der „causa finalis“, und es hat gleichzeitig eine „psychologische“ Begründung als „causa efficiens“. Wenn im Wanderer angesichts des geselligen Mahls der Freunde die Frage aufsteigt: „Wohin denn ich?“, so besteht die „psychologische“ (innerfiktionale) Begründung für das gesellige Mahl der Freunde in stiller Laube darin, klarzumachen, dass der Wanderer in seiner augenblicklichen Stimmung nicht dazugehören kann; während die „poetologische“ (außerfiktionale) Begründung so aussieht, dass Hölderlin eine Situation erfinden muss, aus der sich das Intentionale logisch ergibt.

Der Anblick der stillen Laube ist aber nur der unmittelbare Anlass für die Frage des Wanderers „Wohin denn ich?“. Voraus gehen verschiedene andere Vorstellungen von einer heimatlichen Welt, die vom Wanderer sämtlich zurückgewiesen werden: Der Pflüger, der Schiffer, die Marktbesucher in fernen Städten – sie alle haben ihren akzeptierten Alltag gefunden.

Diese Vorstellungen bündeln sich psychologisch zur Frage „Wohin denn ich?“ (causa efficiens). Poetologisch aber sind sie Veranschaulichungen von Nähe und Ferne sowie verschiedenster Lebensräume (Beruf, Markt als öffentliche Geselligkeit, private Geselligkeit in stiller Laube), wodurch die gleiche Erfahrung als „überall vorzufinden“ gekennzeichnet wird. Dies ist aber nicht die Absicht der Vorstellungen des Wanderers, sondern die des Autors (causa finalis). Das heißt: Was vom Autor Hölderlin „gewollt“ wird (poetologische causa finalis), wird von seinem Wanderer gerade „nicht gewollt“ (psychologische causa efficiens): die Einsamkeit mit der Frage „Wohin denn ich?“

Getrieben von der Frage „Wohin denn ich?“, richtet sich der Blick des Wanderers auf die Natur, nachdem er in der sozialen Realität keinen Halt gefunden hat. Nun sieht er Rosen, Wolken, den Himmel im Frühling und wünscht sich, „dorthin“ enthoben zu werden. Doch die Nacht kommt, und der Zauber verschwindet, „wie verscheucht von töriger Bitte“, als hätte die Natur ein Bewusstsein. Der psychologisch nun unausweichlichen Einsamkeit entspricht poetologisch das erreichte Ziel: dass auf die Frage „Wohin denn ich?“ keine positive Antwort möglich ist. Im Zugriff der „poetologischen

---

<sup>4</sup> Eine ausführliche Deutung der „Abendphantasie“ mit anderem Zuschnitt liefert Horst-Jürgen Gericke: Die Sache der Dichtung, dargestellt an Shakespeares „Hamlet“, Hölderlins „Abendphantasie“ und Dostojewskijs „Schuld und Sühne“. Hürtgenwald: Guido Pressler Verlag 1991, S. 143–178. Hölderlins „Abendphantasie“ demonstriert perfekt Ezra Pounds Definition großer Literatur: „Great literature is simply language charged with meaning to the utmost possible degree.“ Vgl. *How to Read*. In: *Literary Essays of Ezra Pound*. Edited with an Introduction by T. S. Eliot. London: Faber and Faber 1954, S. 15–40, hier S. 23.

Differenz“ ist das Gedicht jeweils „psychologisch“ und „poetologisch“ präsent: und das gleichzeitig.

Was aber liegt dieser „törigen Bitte“ zugrunde? Es heißt: „zu viel begehrt / Das Herz.“ Kurz zuvor wünscht sich der Wanderer: „und möge droben / In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid!“ Müssen wir eine einstige und nun verlorene Geliebte annehmen, die nicht wiederzugewinnen ist? Das wäre eine unzulässige Auflösung einer unbestimmten Bestimmtheit. „Lieb und Leid“ sind hier viel weiter gefasst, als Sehnsüchte der „ruhelosen“ und „träumerischen“ Jugend, orientiert an Glücksvorstellungen, die sich, wie „ästhetische Ideen“, einer Festlegung entziehen.

Es folgt mit der letzten Strophe der utopische Trost: „friedlich und heiter ist dann das Alter“, wodurch der gewünschte „sanfte Schlummer“ zur Metapher des Todes wird und das Gedicht zur Veranschaulichung der „conditio humana“: Existentialismus „ante festum“, ohne Politik: als „allegorischer Sinn“.

## Poetologie und „ästhetische Ideen“

Die hiermit vor Augen geführte Entfaltung des darzustellenden Gegenstandes zu „phänomenaler Fülle“ (im Sinne Edmund Husserls) ist die Grundlage für die schulgerechte Veranschaulichung im Nacheinander der sechs Strophen. Hölderlin befolgt nicht nur das Vers- und Reimschema der „alkäischen Strophe“, sondern lässt es durch Enjambements fast unkenntlich werden, so dass der Eindruck einer freien Rede entsteht. Das mit höchstem Raffinement Ausgekochte tritt uns, vorgelesen, in naiver Einfachheit entgegen: „fröhlich verrauscht des Markts / Geschäftiger Lärm; in stiller Laube / Glänzt das gesellige Mahl den Freunden“ – „(...) und einsam / Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.“

Als Text auf dem Papier lässt die „Abendphantasie“ allerdings das komplizierte Muster ihrer Strophen sofort erkennen. Die Meisterschaft der Verbalisierung zeigt sich auch darin, dass das Besondere so geschickt gewählt wird, dass das Allgemeine sofort anschaulich da ist: Der Pflüger sitzt „vor seiner Hütte im Schatten“, und die Schiffer kehren „in den Hafen“ zurück. Der Acker wurde bestellt, und der Fischfang lässt nichts zu wünschen übrig. Das steht nicht wörtlich da, wird aber eindeutig gesagt. Und all das, um die Gemütslage eines Wanderers zentral dagegen zu setzen, der das Idyll erfolgreicher Arbeit nicht wahrhaben will. Solche Meisterschaft der Versinnlichung einer Gesinnung ist zu bewundern, gehört aber zum Schulgerechten, das sich lehren und erlernen lässt.

Wer aber wollte leugnen, dass zu Hölderlins „Abendphantasie“ noch mehr gehört, etwas, dessen Vermittlung sich nicht lehren und erlernen lässt: die „ästhetischen Ideen“! Sie gehören allerdings nicht zum Text, stehen nicht wörtlich da und sind doch anwesend: als gezügelte Assoziationen des Lesers anlässlich dessen, was die Poetologie analysieren kann. Sie geben zu denken als Auslöser eines Wohlgefallens ohne alles Interesse, das heißt: ohne dass der Verstand dabei in einem Begriff

zur Ruhe kommt. Mehr lässt sich über die „Abendphantasie“ als Werk der „schönen Kunst“ nicht sagen.

Was sich sagen lässt, hat die poetologische Analyse zu liefern, und das ist soeben, so weit wie möglich, geschehen. Was jetzt ansteht, ist die Rückkehr zum Text: in erneuter Lektüre. Jedes Wort, jeder Satz setzt hier Assoziationsfelder in Gang, die von der Meisterung der Form wieder in den Bannkreis des Schulgerechten zurückgeholt werden, ganz zu schweigen vom utopischen Angebot der letzten Strophe, das immer neue Überraschung bleibt.